

Wenn Eltern ihr Mädchen mit einem Knaben verwechseln

Transsexualität im Kontext von Kultur, Gesellschaft und Politik

Von Astrid E. Frischknecht, Analytikerin und Kommunikatorin in Geschlechterfragen, Zürich

Transsexuelle Personen profitieren oder leiden, je nach Lebensstandort. Die Gesellschaft ist fasziniert von der Unglaublichkeit eines Geschlechtswechsels. Der Glaube an die Unverrückbarkeit des Geschlechts wird durch neugeschlechtliche Personen in Frage gestellt. Damit beginnt nicht nur die Reflexion über das eigene Geschlecht bei Zuschauenden. Transsexualität berührt eine weitere Dimension: Unsere Gesellschaft, die mit Selbstverständlichkeit auf den Säulen der Zweigeschlechtlichkeit aufgebaut wurde. Die Kriterien für die amtlich fixierte Geschlechtszugehörigkeit sind rudimentär und widersprechen heutigen Erkenntnissen von Psychiatrie und Medizin.

Ohne jede Vorwarnung, aus scheinbar heiterem Himmel, versuchen Geschlechtswechselnde ihren Bekannten, Geschwistern und Eltern zu erklären, dass sie ihr primäres Geschlechtsteil abscheulich finden, dass sie die damit zusammenhängende soziale Geschlechterrolle ändern wollen und sie jetzt einen neuen Vornamen hätten. Was geschieht hier? Das einzig Tatsächliche, die einzige Wahrheit, die von Geburt dieses Menschen an von allen gesehen und geteilt werden konnte, wird zur Variablen. Die Aussage «das ist entweder ein Mann oder eine Frau» wird ihrer naturwüchsigen Selbstverständlichkeit beraubt und das Gesetz der Geschlechtlichkeit wird, zumindest vorübergehend, ausser Kraft gesetzt.

Frau oder Mann – eine fiktive Abstraktion

Unmittelbar nach der Geburt eines Menschen wird dessen Geschlechtszugehörigkeit auf Grund von sichtbaren Merkmalen definiert. Die folgenden Lebensjahre dienen dem Heranwachsenden u. a. zur Identitätssuche bezüglich Persönlichkeit und Geschlecht. Das soziale und gesellschaftliche Umfeld vermittelt dem Individuum die Kriterien zur Katalogisierung von weiblich oder männlich. Es werden die dem biologischen Geschlecht angepassten Gesten, Verhaltensweisen und Kleider, Bewegungsmuster und sprachlichen Ausdrucksweisen durch tägliches Üben erlernt.

Will sich ein Kind als Teil einer Gruppe fühlen und respektiert werden, bleibt ihm keine andere Wahl, als den gesellschaftlichen Verhaltenskodex des biologischen Geschlechts sehr schnell zu erlernen und zu verinnerlichen. Ein Knabe würde, falls er sich überhaupt traut und es die Eltern zulassen, nur einmal im Röckchen seiner Schwester in den Kindergarten gehen. Gewaltig ist der Druck ab der frühesten Kindheit, die Identität dem biologischen Geschlecht anzupassen und sich dem Prinzip von Entweder-Oder – entweder männlich oder weiblich – unterzuordnen. Ein Mensch, der seine Geschlechtsidentität (*Gender*) nicht mit seinem biologischen Geschlecht (*Sex*) abstimmen kann, verursacht in unserer Kultur Probleme.

Ende der Kongruenz von Sex und Gender?

Die Struktur unserer Gesellschaft sieht vor, dass sich jedes Individuum in eine der beiden vorgegebenen Geschlechtskategorien zwingend einordnen lässt. Weil für diese Einreihung Vornamen alleine Unsicherheitsmomente auslösen können, hat sich die Praxis eingebürgert, mittels einer unmissverständlichen Frage – weiblich oder männlich – das Geschlecht durch Ankreuzen der entsprechenden Kategorie festzuhalten.

Bevor sich Menschen, die ihr Geschlecht wechseln, mit ihrer Geschichte durch die Medien der Öffentlichkeit präsentierten, wurden Sex (das biologische Geschlecht) und Gender (die Ge-

schlechtsidentität) kaum als zwei unterschiedliche Dinge wahrgenommen. Die soziale Dimension der Geschlechterwirksamkeit wurde lange nur in der zivilisatorischen Wirkung eines biologischen Substrats gesucht. Die kulturelle Wirklichkeit zweier Geschlechter kann aber nicht die Folge eines Unterschiedes der Genitalien sein, da diese nur im bereits bestehenden Kontext dieser Wirklichkeit Geschlechtszeichen sind.

Transsexuelle bieten einen innergesellschaftlichen Zugang zur Zufälligkeit unserer Geschlechterwirksamkeit. In Alltagssituationen entscheiden nicht die Genitalien über die Geschlechtszugehörigkeit. Wir erkennen ein Gegenüber auf Grund von Insignien oder Zeichen von Geschlechtsorganen. Diese Sexuierung kann Kleider, Frisuren, Gesten, Körperhaltungen, Tätigkeiten oder Namen umfassen. Das Alltagswissen über die Zweigeschlechtlichkeit zwingt zum Sehen von Männern oder Frauen. Haben wir die Entscheidung einmal gefällt, halten wir an ihr fest, mag auch vieles mit aller Deutlichkeit gegen den getroffenen Entscheid sprechen. Wir wissen eben, dass Personen ihr Geschlecht dauerhaft haben und nicht einfach wechseln können.

Begegnet man dem Thema auf der kulturellen Ebene und will die soziale Dimension ihren selbständigen Platz, gerät zuerst die eigene Selbstverständlichkeit ins Wanken. Bei der Geburt wird die Geschlechtszugehörigkeit auf Grund von bestimmten Hautfältelungen zwischen den Beinen festgestellt. Diese Kategorisierung, die sich implizit auf die Genitalien beruft, verselbständigt sich und benötigt die eigene Begründung nicht mehr. Das wird zum Beispiel dann deutlich, wenn jemand für uns ein «Mann» bleibt, auch wenn er durch einen Unfall seine Geschlechtsorgane verloren hat.

Die neue Auseinandersetzung mit unseren zwei Geschlechtskategorien und deren sozialen Rollen stellt das hinterfragende Individuum mitsamt seinem gesellschaftlichen Kontext auf ungestützten Boden. Die Sichtweise, die sich dabei eröffnet, ermöglicht Wissensbegierigen ein neues Lernfeld und bietet Gesellschaftsproblemen neue Lösungshilfen an.

Geschlecht als Gesellschaftsstabilisator

Die Mehrheit der Teilnehmenden unserer Gesellschaft betrachten die Geschlechtszugehörigkeit als eine zentrale, die Gemeinschaft strukturierende Grösse. Die gesetzliche Verankerung der Gleichstellung der Geschlechter änderte an dieser bipolaren Sicht bisher nichts. Die Insignien oder «kulturellen Genitalien» (Kessler/McKenna, 1978) beherrschen den innergesellschaftlichen Umgang der Mitglieder.

Die staatliche Regelung von Geschlechtszugehörigkeit verlangt biologische Fakten und nicht soziale Symbole von Genitalien. Ausschlaggebend sind demzufolge die Hautfältelungen zwi-

schen den Beinen nach der Geburt. In der Regel lassen sich diese ohne Unsicherheitsfaktoren männlichen oder weiblichen Genitalien zuordnen. Sind die Geschlechtsunterschiede verwischt und kommen sowohl männliche wie weibliche Merkmale vor, bestimmt der Arzt oder die Ärztin durch einen medizinischen Eingriff das endgültige Geschlecht. Intersexualität (Pseudohermaphroditismus) ist nicht vorgesehen. Ausserdem wäre das Leben für einen solchen Menschen, würde ihm bei der Geburt nicht zu einer eindeutigen Geschlechtszugehörigkeit verholten, in unserer Gesellschaft ohne Zweifel schwierig.

Transsexuelle widersprechen und zementieren Normen der gesellschaftlichen Ordnung. Die Inkongruenz von Sex und Gender lässt Betroffene auf Grund der herrschenden Ordnung zuerst an sich selber zweifeln. Das eigene Empfinden wird durch die erworbene Konformität angezweifelt und abgelehnt. Überwindet die Person ihre Selbstzweifel und akzeptiert sie ihre eigenen Gefühle als persönliche Realität, zwingt diese Ehrlichkeit die übrige Gesellschaft, die kollektivistische Wahrheit als mangelhaft zu erkennen. Die staatliche Struktur wird vorerst nicht berührt.

Entpathologisierung

Erst durch einen operativen Eingriff an einem medizinisch gesunden Körper findet die soziale Wandlung verwaltungstechnischen Anklang. Allerdings sind für eine Namensänderung nicht dem neuen Geschlecht angepasste Genitalien notwendig, das medizinische Gutachten muss nur die Zeugungsunfähigkeit des Geschlechts oder der Geschlechter attestieren.

Die Psychiatrie unterstützt das Begehren eines Geschlechtswechsels nach genauen Abklärungen der betroffenen Person durch ein psychiatrisches Gutachten. Die regelmässigen Sitzungen klären Hintergründe und Persönlichkeit des Ratsuchenden und geben dem Psychiater oder der Psychiaterin die Gelegenheit, hinter dem Geschlechtswechselnden den Menschen zu erkennen. Wird die durch die Psychiatrie eingeleitete Entpathologisierung der Transsexualität ernst genommen, stellt sich die Frage, ob die Gesellschaftsmitglieder ihre Verantwortung durch Akzeptanz und Toleranz zukünftig übernehmen oder ob sie weiterhin die Mängel der gesellschaftlichen Regeln den Krankenkassen überantworten.

Quellen:

St. Hirschauer: Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 1993.

W. Wickler, U. Seibt: Männlich, weiblich. Piper-Verlag, München 1983.

V. Sigusch: Geschlechtswechsel. KleinVerlag, Hamburg 1992.

A. E. Frischknecht (Hrsg.): Auf der Suche nach Identität – Interviews mit Geschlechtswechselnden. Publikation in Vorbereitung.

Internet: www.transx.ch